

Laudatio auf Klaus Merz

Thomas Strässle

Wien, ORF-Haus, 7. Oktober 2018

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
lieber Klaus Merz

Es gibt eine Anekdote, die dem Vernehmen nach »etwas sehr Schweizerisches« an sich hat und von drei Männern erzählt, die an einem Sommertag im Wirtshaus zusammensitzen. Es handelt sich um Arnold Böcklin, den Maler, seinen Sohn Carlo und Gottfried Keller, den Dichter.

Die Anekdote geht so: »Sie saßen eines Tages wie des öftern im Wirtshaus. Ihr Stammtisch war durch die wortkarge, verschlossene Art seiner Zechgenossen seit langem berühmt. Auch diesmal saß die Gesellschaft schweigend beisammen. Da bemerkte, nach Ablauf einer langen Zeit, der junge Böcklin: ›Heiß ist's‹, und nachdem eine Viertelstunde vergangen war, der ältere: ›Und windstill‹. Keller seinerseits wartete eine Weile; dann erhob er sich mit den Worten: ›Unter Schwätzern will ich nicht trinken.««

Die Anekdote stammt nicht aus einem Jahrbuch des schweizerischen Wirtverbandes des 19. Jahrhunderts, sondern von Walter Benjamin. Er zitiert sie in seinem berühmten Text über Robert Walser als Beleg für eine, seiner Ansicht nach, spezifisch helvetische Form der »Sprachschaam«. Im Fall Robert Walsers führt sie aber nicht, das ist das Erstaunliche, zur Wortkargheit, sondern zu einem »Wortschwall«, der sich dauernd auf die Lippen beißt. Sie führt paradoxerweise zu einem Erzählen, das unentwegt in »Desperadostimmung« unterwegs ist: Es überspielt die Scham, indem es ständig überschäumt.

Es gibt in der Schweizer Literatur, entgegen dem Klischee, dass Schweizer eine Waldschneckenzunge haben, auch andere Figuren, die so reden, als ob jeder Satz nur dazu diene, den vorigen vergessen zu machen – zum Beispiel Armin Schildknecht in Hermann Burgers großem Roman *Schilten*, der so endlose Monologe zu halten versteht, »dass man glaubt, er sei schon als Säugling mit einer Grammophonadel geimpft worden.«

Klaus Merz ist in demselben Dorf aufgewachsen wie Hermann Burger, in Menziken im Wynental im aargauischen Stumpfenland. Die beiden Schriftsteller kannten sich seit Kindertagen, und doch hat Klaus Merz ein ganz anderes Verhältnis zur Sprache ausgebildet als Burger oder Walser: ein ebenso unverkennbares wie unvergleichliches Verhältnis zur Sprache, das ein ganzes Gesamtwerk durchgehend trägt, von Anfang bis heute. Es ist ein Werk, das bereits mit einer siebenbändigen Werkausgabe zu Lebzeiten gewürdigt wurde und seit einem Vierteljahrhundert im Innsbrucker Haymon Verlag erscheint.

Der Autor Klaus Merz, das ist bekannt, ist kein Mann der ausufernden Worte. Er ist ein Autor, der seine Wörter lange wiegt und lange wägt, bevor er sie aus den Händen gibt – freilich nie mit der letzten Gewissheit, dass er sich mit ihnen auch verstanden hat. Aber ein Autor hat nun mal nichts anderes zur Hand als Wörter: »es ist ja nicht um die Worte / herumzukommen / diese buntscheckigen Lügenhunde / zähnefletschend und sanft / lückenlos-lückenhaft«, wie es in einem seiner frühen Gedichte heißt.

Es ist ja nicht um die Worte herumzukommen: *Vielleicht hilft das Weitererzählen*. So jedenfalls lautet der Titel eines frühen Prosastücks von Klaus Merz aus den 70er Jahren. Darin schreibt eine Mutter einen Brief an ihren Sohn Karl, der wohl in Amerika lebt oder dort zumindest in den Ferien ist, erzählt ihm dieses und jenes, zum Beispiel, wie sie ihm mit dem Vater zusammen mit dem Finger auf der Landkarte nachgereist ist und dass Gotte Minna es wieder mit den Beinen hat – bis sie sich plötzlich – Gedankenstrich – zur Besinnung ruft: »Aber, was erzähle ich Dir da wieder für Zeug, das Briefschreiben geht mir wohl bald zu leicht von der Hand, doch, wenn es Dich ja wunder nimmt, was so geht bei uns, dann denke ich, weshalb noch lange überlegen, am Schluss schreibst du dann überhaupt nichts vor lauter Grübeln, und Karl versteht es ja schon, wenn du einfach von der Leber weg schreibst. Manchmal habe ich sogar das Gefühl, es tue mir richtig gut, und ich sinne dann noch lange darüber nach, was ich Dir noch schreiben könnte, wenn ich den Bleistift schon vor mich hingelegt habe und wieder haushalten sollte.« Vor lauter Grübeln überhaupt nichts schreiben oder einfach von der Leber weg schreiben: Es ist ein solch stetes Hin und Her zwischen erzählerischer Skrupulosität und Fabulierlust, das auch den Schriftsteller Klaus

Merz antreibt. Auch bei ihm ist eine Form der Benjaminschen »Sprachschatz« im Spiel, aber es ist ein Sprachspiel, das auf der Gleichzeitigkeit von größter Sprachbewusstheit und höchster Beredsamkeit beruht.

So vielfältig, vielschichtig und vielstimmig das Schreiben von Klaus Merz als Lyriker und Prosaautor ist: Es zieht sich ein bestimmter Ton hindurch, der einen Merz-Text sofort als solchen erkennbar macht. Es ist nicht einfach, diesen Ton zu beschreiben, zumal er einen nicht anspricht, sondern durch die Worte hindurchschwingt. Er ist nie laut, aber immer bestimmt, nie aufdringlich, aber immer durchdringend, nie grell, aber immer klar. »Wahrnehmen, was / durch Vorzeigen nicht / sichtbar wird«, heißt es im Gedicht *Wider-Sehen* (»wider« ohne ie) aus dem Band *Nachricht vom aufrechten Gang*, der Lyrik und Prosa versammelt und aus dem Jahr 1991 stammt. »Wahrnehmen, was durch Vorzeigen nicht sichtbar wird«: Man könnte diesen Satz als poetisches Programm von Klaus Merz lesen. Was sich durch Vorzeigen sichtbar machen lässt, interessiert ihn nicht. Ihn interessiert aber das, was durch Vorzeigen nicht sichtbar wird: also das, was im Vorzeigten an Unsichtbarem steckt.

»Ich setze nicht / auf das leuchtende Orange / der Mennige [also der roten Rostschutzfarbe]. / Die Anstreicher / sind mir zu eifrig / ihre Farben zu grell«, heißt es im Gedicht *Mein Einsatz*, erschienen 1972, als Klaus Merz 27 Jahre alt war. Stattdessen setzt das lyrische Ich »auf den Rost / der darunter wirkt / auf sein erdwarmes Rot / seine gekörnte Substanz / die uns mit Sicherheit / überdauern wird.« Man könnte, etwas vereinfacht, auch sagen: Klaus Merz interessiert sich für das, was von der Oberfläche verdeckt oder gar erstickt wird, aber dennoch auf sie einwirkt und sie untergründig überdauert. Mit anderen Worten: Er interessiert sich für das, was sich, wie das Rosten, ebenso unmerklich wie unaufhörlich abspielt. Dass der Rost zugleich zersetzend ist und Blüten hervorreibt, gehört zu dieser Poetik wesentlich hinzu.

Diese Poetik spielt auf zwei Feldern, Lyrik und Prosa, wie bei Christine Lavant, und es ist erstaunlich zu sehen, wie nah sie beieinander liegen. Sicher ist es kein Zufall, dass viele Bücher von Klaus Merz nicht einfach Gedichtsammlungen *oder* Prosabände sind, sondern Gedichte *und* Prosa in einem Buch vereinen: so die Ti-

tel *Bootsvermietung* von 1985, *Nachricht vom aufrechten Gang* von 1991, *Kurze Durchsage* von 1995 oder *Garn* aus dem Jahr 2000; auch der Band *firma* (Firma klein geschrieben), der im nächsten Januar bei Haymon erscheint, enthält Prosa und Gedichte. Dieser Zusammenhang ist elementar für Klaus Merz: Seine Lyrik hat oft einen erzählerischen Duktus, und die erzählende Prosa umgekehrt einen lyrischen Tonfall. Gedichte und Prosa sind bei ihm keine literarischen Gattungen, die man streng trennen müsste, sondern Emanationen des Poetischen, die sich höchstens der äußeren Form nach unterscheiden lassen.

Das gilt sogar für den Roman – wobei man im Zusammenhang mit Klaus Merz das Wort »Roman« ungern in den Mund nimmt. Er selber verwendet es nur mit Vorbehalt. Sein vielleicht schönstes und sicherlich ergreifendstes Buch heißt *Jakob schläft* und erschien im Jahr 1997. Es gibt sich den bemerkenswerten Untertitel: *Eigentlich ein Roman*. Der Roman, der eigentlich einer ist, aber eigentlich gar keiner sein will, erzählt eine Familiengeschichte, die um die Leerstelle eines bei der Geburt verstorbenen älteren Bruders kreist. Er wird gleich in den ersten beiden Worten des Textes mit Namen genannt: »Kind Renz«. Eigentlich hätte das Kind Jakob heißen sollen, aber da es nie getauft wurde, hielten sich die Eltern an die amtliche Namenlosigkeit. Der »Roman« *Jakob schläft* beginnt mit dem folgenden Absatz, in dem der tote Bruder über sein Grabmal erinnert wird: »KIND RENZ. Vom Fensterbrett wirbelt Staub, in meinem Rücken steht das Kreuz mit dem morschen Fuß, sein schmales Kupferdach ist hauchdünn mit Grünspan überzogen. Vor den acht Buchstaben, die ins Querholz eingebrannt sind, habe ich lesen gelernt.«

Es handelt sich bei diesem Auftakt in der Tat, wie der Schweizer Schriftsteller Michel Mettler einmal gesagt hat, um »eine der großen Eröffnungen der Schweizer Literatur«. Und es lässt sich daran vorführen, wie unauflöslich Lyrik und Prosa bei Klaus Merz miteinander verbunden sind.

Der Text ließe sich nämlich gradesogut als Gedicht setzen und klänge dann so:

KIND RENZ

Vom Fensterbrett wirbelt Staub,
in meinem Rücken steht
das Kreuz mit dem morschen Fuß.
Sein schmales Kupferdach
ist hauchdünn mit Grünspan überzogen.
Vor den acht Buchstaben,
die ins Querholz eingebrannt sind,
habe ich lesen gelernt.

Und trotzdem ist *Jakob schläft* nicht nur »eigentlich ein Roman«, sondern er besitzt alle Ingredienzien, die einen Roman normalerweise ausmachen: »Massen von Wirklichkeit, Rotten von Figuren, Ketten von Ereignissen«, »Schicksale, die anlaufen, sich steigern und verknüpfen, umschlagen, im Dunkel enden oder wieder ins Licht finden«, eine »scharf beobachtete Außenwelt«, die einer »ebenso reichen Innenwelt gegenübersteht«, wie Peter von Matt einmal mit Blick auf *Jakob schläft* als Elemente des Romans festgehalten hat.

Bei Klaus Merz werden all diese Elemente mit der größtmöglichen Subtilität eingesetzt. Man muss nur einmal die Szene lesen, als im Bäckershaushalt, in dem die Hauptfigur aufwächst, Kassensturz gemacht wird und Zahltag herrscht: »Wir machten Kasse. Ich war wie immer für das Kupfer- und Nickelgeld zuständig, türmte die Rappenstücke, die Bätzler und Zweibätzler in den Stubenhimmel hinauf. Das Silbergeld fiel unter Mutters Obhut. Vater hatte es am einfachsten, seine paar Geldscheine waren stets schnell gezählt. / Und jeden Letzten des Monats bereitete er die Zahltagstaschen der Angestellten vor, tiefgelbe Tüten mit Klebeverschluss. Lag zu wenig Geld in der Kasse, half Mutter mit ihrem Abgesparten bei den Löhnen aus. / Die Gesellen schienen von innen zu leuchten, wenn sie, nachdem sie artig an die Stubentür geklopft hatten, ihre Unterschriften so sorgfältig und feierlich und waghalsig zugleich auf die Lohnzettel setzten, als beschrifteten sie eine Buttercremetorte mit flüssig heißer Schokolade, während die Mägde mit Vaters Füller in der Hand regelmäßig in Verlegenheit gerieten und

froh waren, wenn alles vorüber war. / Vater legte immer noch einen Fünfliber dazu. Er konnte nicht anders. / Mutter schrieb diesen Umstand seiner Krankheit zu.«

Wer zählt hier welches Geld? Und auf welche Weise? Wer unterschreibt wie und womit? Wer hilft aus und wer legt dazu? Aus welchen Gründen? Und vor welchen Hintergründen? Die Szene ist in ihrer erzählerischen Prägnanz und Präzision mindestens so scharfsichtig und scharfsinnig wie eine sozialkritische oder mentalitätsgeschichtliche Studie über das schweizerische Landleben in den fünfziger und frühen sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts.

Um noch einmal auf die Anekdote im Wirtshaus zurückzukommen: Wer sitzt da beisammen? Arnold Böcklin, der Maler, sein Sohn Carlo und Gottfried Keller, der Dichter. Literatur und Malerei: Auch das ist ein Zusammenhang, der für Klaus Merz eine eminente, ja fundamentale Rolle spielt. In seinen Büchern gibt es fast immer Bilder. Seit vielen Jahrzehnten arbeitet er mit dem Maler und Zeichner Heinz Egger zusammen, der nicht nur die Umschlagmotive seiner Bücher gestaltet, sondern auch in den Büchern selbst zeichnerisch auf die Texte reagiert – und so einen bildkünstlerischen Kommentar bzw. eine malerische Paraphrase zu den literarischen Texten beisteuert.

Klaus Merz' Auseinandersetzung mit Malerei und Fotografie geht über diese einzigartige künstlerische Zusammenarbeit aber hinaus: Bilder spielen in seinen Gedichten und Prosastücken immer wieder eine wichtige Rolle, und er hat über zahlreiche bedeutende zeitgenössische Künstlerinnen und Künstler geschrieben oder mit ihnen zusammengearbeitet – von Hans Josephsohn über Ilse Weber bis Roman Signer, um nur drei Namen zu nennen. Wenig erstaunlich also, dass ein Band der Werkausgabe von Klaus Merz den Titel *Das Gedächtnis der Bilder* trägt und es im Zürcher Literaturmuseum Strauhof vor zehn Jahren eine Ausstellung gab mit dem Titel *Der gestillte Blick. Der Schriftsteller Klaus Merz und die Bilder*. Vielleicht gäbe es ohne den Bildbetrachter Klaus Merz auch den Schriftsteller Klaus Merz nicht.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir sind an diesem Sonntagmorgen im RadioKulturhaus des ORF zusammengekommen, um den Schriftsteller Klaus Merz zu ehren. Das RadioKulturhaus liegt an der Argentinierstraße, und so kann ich mir den abschließenden Hinweis nicht verkneifen, dass eines der schönsten – und erfolgreichsten – Bücher von Klaus Merz *Der Argentinier* heißt. Es ist eine Novelle von 2009 und handelt von einem Abenteurer, der sich in Argentinien als Gaucho versucht, aber schon bald in seine alte Heimat zurückkehren muss und dort fortan nur noch als »der Argentinier« gilt – mit einem Geheimnis im Gepäck, das sich erst nach seinem Tod lüftet. Die Novelle sei Ihnen ganz unaufdringlich zur Lektüre empfohlen, sollten Sie sie nicht schon längst gelesen haben.

Lieber Klaus Merz, im Namen der gesamten Jury – unter dem Vorsitz von Klaus Amann bestehend aus Friederike Mayröcker, Kathrin Schmidt, Daniela Strigl, Karl Wagner und mir – gratuliere ich sehr herzlich zum Christine Lavant-Preis 2018.